Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 42

Artikel: Bern ohne Gemeindesteuern
Autor: Kurz, G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648481

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

(Fortsetzung v. S. 1073: San Marino)

dottieri gelesen haben, wird wieder lebendig, wenn wir das feierliche Gepränge miterleben, mit dem zweimal im Jahre die neugewählten Regierungsoberhäupter, die „Regenti", in ihr Amt eingesetzt werden. In ihrer Tracht, mit ihren Amtsauszeichnungen, in den langwierigen und feierlichen Zeremonien, die einen ganzen Vormittag ausfüllen, in den malerischen Uniformen der Nobelgarde, der Miliz und der Republikanischen Garde lebt das alte Kleinstaaten-Italien weiter — doch darum fehlen die Anklänge ans neueste Italien nicht. Seit dem 1. April 1923 hat der sanmarinesische Faschismus, der am Vorbild des italienischen gewachsen ist, die Macht im Staate inne, und das Liktorenbündel — etwas anders geformt als das italienische — herrscht neben dem alten Wahrzeichen der Republik, den drei Türmen, im Stadtbild.

Auch sonst betrachtet man in San Marino den italienischen Staat, von dem man rings umgeben ist, ein wenig als den großen Bruder, in dessen Schutz man sich sicher fühlt und der einem wohl auch gelegentlich ein wenig unter die Arme greift.. Aber immer unter Wahrung der vollkommenen Unabhängigkeit — denn darauf sieht man in San Marino sehr! Das Bewußtsein von der besonderen Stellung der Republik geht soweit, daß das offizielle Reisehandbuch für San Marino neben der üblichen Jahreszahl auch noch die Jahre der Freien Republik anführt, und das ergibt über 1600 Jahre, denn das herkömmliche Gründungsjahr der Republik ist 301. Damals ließ sich ein christlicher Flüchtling aus Dalmatien, der heilige Marinus, als Einsiedler auf dem Monte Titano nieder, wo er bald eine Klostergemeinde um sich scharte. Eine Festung entstand neben der frommen Siedlung, die geistliche Gewalt wurde durch die bürgerliche abgelöst, Dörfer und Ländereien wurden hinzugewonnen, und im Kampf gegen geistliche und weltliche Herren ist die Geschichte von San Marino der vieler anderer italienischer Stadtstaaten ähnlich — nur eben mit dem Unterschiede, daß es sich diese seine Stellung bis auf den heutigen Tag zu wahren wußte. Napoleon schickte 1797 einen Gesandten mit einer wohlwollenden Kundgebung nach dem Monte Titano, Metternich ließ auf dem Wiener Kongreß 1915 die Existenzberechtigung der Republik anerkennen, und während der Kämpfe um den Italienischen Nationalstaat war die freie Erde von San Marino oft die Zuflucht der Unabhängigkeitskämpfer. So barg sich auch Garibaldi 1849 in ihrem Schutz. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute hat die Republik ohne sonderliche Anfechtung ihre Stellung wahren können, und die allgemeine internationale Anerkennung sowie das gute Verhältnis, in dem San Marino zum großen Nachbarn steht, lassen auch für die Zukunft die Freiheit der Republik nicht gefährdet erscheinen.

So schickt San Marino nach wie vor seine Gesandten hinaus (es bestehen Gesandtschaften beim Heiligen Stuhl, bei der französischen Republik und Spezialmissionen in Rom). Es unterhält ein knappes Dutzend Generalkonsulate sowie zahlreiche Konsulate in aller Welt und gibt auch einen „Corriere Diplomatico e Consolare" heraus. Alles, damit die 13,000 Bürger von San Marino in der Welt würdig vertreten sind . . . W. Sch.

Bern ohne Gemeindesteuern

Von alt Staatsarchivar G. Kurz

Dieser angenehme und glückselige Zustand liegt um 100 und etliche Jahre zurück. Zwar hatte die Revolution von 1798 der Hauptstadt des mächtigsten Kantons übel mitgespielt; Plünderungen, Brandschatzungen und sonstige Kriegslasten hatte sie auf sich nehmen müssen. Aufgehoben waren nunmehr die Vorrechte der bisherigen Landesherrin und vorbei die Zeiten, da die städtische Oberschicht bei glänzenden Einkünften das weite bernische Gebiet landvögtlich verwalten konnte. Während der Helvetik Sitz der Kantonsverwaltung und bald auch der helvetischen Oberbehörden, war die Stadt als solche doch nur eine Munizipalität oder Gemeinde geworden wie hundert andere.

Die von Napoleon gegebene Mediationsverfassung stellte das aristokratische Regiment halbwegs wieder her; aber in Rechten und Besitztümern wurden doch der Staat Bern und die Stadt Bern säuberlich voneinander geschieden. Bei der Aussteuerung durch die schweizerische Liquidations-Kommission, verurkundet am 20. Herbstmonat 1803, kam die Stadt sehr günstig weg, so daß sie ihren Haushalt ohne Erhebung von Steuern einrichten konnte.

Ein Blick auf den Stadtplan jener Zeit stellt uns vor Augen, daß die geschlossene, städtische Siedelung sich damals von der Nydeck- bis zur Heiliggeistkirche erstreckte. Weiter draußen bis zu den im Zickzack verlaufenden Schanzen mit ihren tiefen Gräben lagen nur das Burgerspital, die gegenüber sich hinziehende Häuserzeile „Zwischen den Toren" (d. h. zwischen dem Murten- und dem Christoffeltor), sowie wenige andere freistehende Gebäude.

Um die Stadt herum zeigte sich ein Kranz hübscher Landgüter. Herrensitze mit zugehörigen, landwirtschaftlichen Gebäuden, auch einfachere Wohnstätten von Kleinbürgern und Hütten von Taglöhnern grüßten aus einem Gelände von Wiesen, Gemüse- und Obstgärten heraus. So bestanden die Landsitze Lorraine und Rabbenthal, beide ziemlich weit voneinander entfernt, aus je drei Firsten. Im Altenberg, in der Schoßhalde, im Aarziehle, im Monbijou, in der Villette, am Stadtbach, in der Länggasse und von der Schützenmatte bis zum Beaulieu lagen die Siedelungen etwas näher beieinander. Dazwischen dehnten sich dem Ackerbau dienstbar das Wylerfeld, der Spitalacker, das Beundenfeld, Kirchenfeld, Musmattfeld, Brüggfeld, Neufeld, Viererfeld.

Vier Haupttore gewährten den polizeilich wohlbehüteten, nachts unterbundenen Aus- und Eingang: das Obere oder Murtentor (heute Bubenbergplatz), das Aarberger- oder Golattenmattgaßtor (bei der heutigen Unterführung nach der Schützenmatte, das Aarziehletor (oben am Münzrain) und das Untere oder Solothurnertor (am östlichen Ausgang der alten Nydeckbrücke). Ein fünftes Tor stadtwärts an der Kleinen Schanze, altes Aarziehletor geheißen, war von untergeordneter Bedeutung, und die Tore unter dem Christoffel- und dem Käfigturm befanden sich längst im Innern der Stadt.

Bern innerhalb der Festungswälle und der nördlich und südlich anstoßenden Ringmauern enthielt zu Anfang des 19. Jahrhunderts gegen 1100 Gebäude, die rund 12,000 Bewohnern Unterkunft gewährten. Um 1820 war die Bevölkerungszahl auf fast 14,000 gestiegen. Das schönere Geschlecht stellte dazu nicht bloß die Hälfte, sondern noch etwa ein „Bataillon" mehr, weil der Kätheli, Mädeli, Züseli gar viele waren, die als dienstbare Geister für das Wohlbehagen des Stadtvolkes sorgten.

Auch den Toten gebührt ein Wort. Man traf bereits Vorkehren, den bisherigen Friedhof neben der Französischen Kirche und denjenigen zu schließen, welcher den Raum einnahm, wo sich jetzt die Osthälfte der Bundesgasse befindet und dafür den großen Monbijoufriedhof einzurichten. (Dieser ist seither längst wieder außer Dienst.) Untenaus befanden sich Totenäcker an der Stelle des jetzigen Bärengrabens und im Rosengarten.

Bei der Güterausscheidung von 1803 wurden der Stadt Bern für Zwecke der Fürsorge für arme Kranke, Witwen, Waisen und für wissenschaftliche Anstalten zugeteilt: die burgerlichen

Stadtfelder, deren wichtigste oben schon genannt worden sind, sodann die großen Waldungen Forst, Spiel, Bremgarten und etwa ein Dutzend andere, ferner das Burgerspital, die Waisenhäuser, die Stadtbibliothek und verschiedene Stiftungen.

Die übrigen Bedürfnisse der Stadtgemeinde erforderten jährlich Fr. 76,400, nämlich Fr. 18,000 für die allgemeine Verwaltung, Fr. 11,400 für das Kirchen- und Schulwesen, Fr. 16,800 für den Polizeidienst und Fr. 30,200 für das Bauwesen. Es sind dies alles Franken alter Währung. Man hat die Ansätze also rund anderthalbmal zu nehmen, um Franken gegenwärtiger Währung zu bekommen. Die Kaufkraft des alten Bernfrankens wie auch diejenige des neuen, 1852 eingeführten Schweizerfrankens, war aber weit stärker, als die des verarmten Silberlings, welcher uns jetzt durch die Finger rollt.

Zur vollständigen Deckung dieser regelmäßigen Ausgaben wurden der Stadtgemeinde angewiesen: das Kaufhaus an der Kramgasse (heute Sitz der kantonalen Polizeidirektion) mit einem Jahresertrag an Zöllen, Geleit- und Lagergebühren von Fr. 11,000, die einst Klosterbesitz gewesenen Rebgüter am Bielersee mit einem Jahresnutzen von Fr. 27,450, die Radwerke an der Matte mit ihren Einkünften, die kleinen Marktgefälle, ferner eine Reihe von Zehnten und Bodenzinsen, sowie die Zinse beträchtlicher Kapitalien, welch letztere in das Eigentum der Stadt übergingen. Alle diese Einkünfte waren so bemessen, daß die ordentlichen Gemeindeaufgaben ohne Steuerleistungen der Bürgerschaft erfüllt werden konnten. Doch mußten Schulgelder bezahlt werden.

Der Raum gestattet es nicht, die verschiedenen Zweige des Gemeindelebens näher zu betrachten. Immerhin mögen noch als Beispiel einige Angaben über den Polizeidienst gemacht werden. Ihn besorgte folgendes Personal: 1 Polizei-Direktor, einige Quartier-Aufseher und Feuer-Geschauer, 7 Stadt-Harschiere (Schutzmänner), mehrere Hoch-Wächter auf den Türmen, 14 Nacht- und rufende Wächter, 4 Aufseher bei den Stadttoren, einige Totengräber, Leute für Straßenreinigung und Abfuhr des Unrates, 2 Armen-Aerzte, 1 Armen-Chirurgus (für äußere Medizin), 4 Stadt-Hebammen, einige Aufseher über das Vieh, namentlich das zum Schlachten und auf den Markt gebrachte, 1 Wasenmeister, mehrere Aufseher über Gewicht und Maß, über den Kornmarkt, die Ankenwaage, den Obst- und Gemüsemarkt, die Brot-Taxe (der Brotpreis wurde amtlich bestimmt), 1 Jagdaufseher im Stadtbann, 1 Aufseher über die Stadtuhren.

Und nun zum Schlusse: Wer will mit der guten, alten Zeit tauschen?

Das mittlere Kind

Von Vera Schneider

Als Helma zur Welt kam, herrschte Freude in der ganzen Familie. Ein Mäderl! Nein, wie herzig! (Ein Bub war nämlich schon vorhanden.) Zudem wuchs sich das Kind zu einem ganz putzigen Persönchen aus; klein, zierlich und kugelrund; rotbackig, braunschopfig, bauäugig; lebhaft, originell und selbständig. Kurz, ein Kind nach jedermanns Geschmack. Wenn sie, von der glücklichen Mutter hübsch und farbenfroh gekleidet, spazierenfuhr und später ging, wurde sie bewundert und angesprochen. Wenn auch der zarte, aufgeweckte Aelteste der Familienstolz blieb — die liebe, kleine Helma bildete gleichsam das Sonnenkringelchen, das fröhliche, auf dem geschlossenen Ring dieser glücklichen Familie.

Drei Jahre ging das so fort; dann kam die kleine Hedda zur Welt, und aller Blicke wandten sich naturgemäß der Jüngsten zu. Auch die beiden Geschwister standen bewundernd vor dem Körbchen und halfen der Mutter mit Freude beim Umwickeln und Baden des Kleinchens, oder, wie Helma es nannte, des „bendligen (lebendigen) Wuzis".

Herbst und Winter zogen ins Land, sie brachten dem Kinderkleeblatt viele neue Freuden und Leiden, aber zufällig traf es sich so, daß gerade das älteste und das jüngste Kind damit am reichlichsten bedacht wurden. Herwig, der „Große", kam zur Schule: Das war eine herrliche neue Welt mit einem lieben, jungen Lehrer und einer Menge von Freunden, die man fleißig besuchen und einladen konnte. Ferner kamen im Gefolge der Schule die Masern; auch diese Krankheit hatte einen Vorteil; man lag im Zimmer der Großmutter und wurde von dieser aufopfernd gepflegt. Ueber das Jüngste kam nach einer Zeit der fröhlichen Entwicklung die langwierige Säuglingskrankheit, der „Vierziger". Durch Wochen und Monate war die Mutter an das Bettchen des Kindes gefesselt und hatte Tag und Nacht nichts anderes zu tun, als neue Salben auszuprobieren, die Händchen zu fesseln, die Nahrung umzugestalten und so im Verein mit dem Arzte einen erbitterten Kampf zu führen um die Gesundheit ihres Kindes.

Helma stand inmitten dieser Freuden und Sorgen; sie besah mit Ehrfurcht die Schultasche des Bruders, und mit stiller Sehnsucht die geschlossene Tür seines Krankenzimmers. Sie half der Mutter bei der Betreuung des kranken Schwesterchens und fühlte sich im Innern so ein bißchen leer und unbefriedigt, wenn sie es auch noch nicht recht ausdrücken konnte. Ihr Gesundheitszustand blieb — zu ihrem geheimen Leidwesen — unverändert gut. Von den Masern des Bruders bekam sie zwar ihr Teil ab, aber so wenig, daß man es anfangs kaum bemerkte, und nach wenigen schönen Tagen des Gepflegtseins war die ganze Sache schon vorüber.

Helma wuchs in diesem Winter stark und verlor vieles von ihrer Kleinkinderschönheit. Auch im Wesen verblich sie; sie war zwar gut und fügsam, aber das Lebhafte, Originelle ihrer Art schien versiegt. Sie lief so mit in der Familie, ohne Aufsehen zu erregen. Man „sprach" nicht mehr von ihr.

Auch der Sommer brachte keine wesentliche Aenderung. Der Aelteste brachte „lauter Sechser" heim und erntete großes Lob, besonders vom Vater; im übrigen hatte er sich sehr an die Großmutter angeschlossen. Die kleine Hedda war endlich gesund geworden, und, wie von einem Alpdruck befreit, sah die Mutter in ein schönes, rosiges Gesichtchen, auf einem blanken, kleinen Körper und einen sonnenhellen Haarschopf. Auch Helma betrachtete das Schwesterchen mit neidlosem Entzücken und bewachte seine ersten Schritte, aber sie war stiller und ernster geworden; kaum ein Hauch erinnerte mehr an das fröhliche Aepfelchen vom Jahre vorher.

Erst der neue Winter brachte die entscheidende Wendung. Diesmal blieben alle Kinder gesund und man konnte wieder an den Wintersport denken. Herwig, der Bruder, holte seine Schlittschuhe hervor, die ein Jahr geruht hatten; sie erwiesen sich als zu klein und wurden durch neue ersetzt. Dies brachte die Mutter auf die Idee, die verwachsenen Schlittschuhe an die viereinhalbjährige Helma zu vererben, und zu probieren, ob sie auch schon mittun könne.

In langen Gamaschenhosen, mit einem weißen Sweater des Bruders angetan, ein lustiges Mützchen auf dem kurzen, braunen Haar, so betrat Helma die Eisfläche. Sie war freudig erregt und gespannt; endlich einmal etwas Neues! Und siehe da: Die Umwelt blickte sie wieder an. Sie war die Kleinste auf dem Platz; neugierige kleine Mädchen und belustigte Erwachsene sprachen den kleinen „Eisfloh" an. Fragten, ob das ein Bub oder ein Mädel sei, wie es heiße, wie alt es sei. Sie belachten und bewunderten die energischen Versuche, vorwärtszukommen, hoben die Niedergefallene auf, führten sie ein Stückchen an der Hand. Die Mutter, die sich absichtlich fernhielt, bemerkte, wie sich die Wangen ihrer Mittleren röteten, teils aus Eifer, teils aus Verlegenheit, wie sie strahlend die blauen Augen zu den frem-